

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 8

Artikel: Klaudels Erbteil [Schluss]
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635969>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 8
XX. Jahrgang
1930

Bern,
22. Februar
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Drei Gedichte von Annie Mariz.*)

An ...

Ich sah in deinen Augen
Den gleichen heißen Schein,
Der in die meinen brannte
Die große Sehnsucht ein.

Wir werden miteinander
Durch Luft und Leiden gehn,
Und suchen und nicht finden,
Wonach die Seelen flehn.

Vielleicht ist einmal göttig
Ein Sternlein uns gewillt,
Das in der wunden Tiefe
Ein kleines Sehnen stillt.

Verlangen.

Ich möchte wieder glaubend werden,
Wie ich es war als Kind,
Als mir die Welt noch nicht gegeben
Des Zweifels Angebind.

Ich möchte wieder liebend werden,
Wie ich es war als Kind,
Als noch des Feldes scheue Vögel
Zu mir gekommen sind.

Ich möchte wieder hoffend werden,
Wie ich es war als Kind,
Als ich noch Gottes Hände fühlte
Im reinen Abendwind.

Wo sind die Hände ...

Wo sind die Hände, die gebettet
Mich zu tiefer Ruh?
Wo die Lippen, die mir küßten
Beide Augen zu?

Einsam lieg ich in der Kammer,
Staune in die Nacht,
Trage meines Lebens Jammer —
Keine Mutter wacht.

Oder sind es ihre Augen,
Die am Himmel stehn,
Und durch Dunkelheit und Trauer
Auf mich niedersehn?

*) Aus „Des Jahres Ring“, Gedichte von Annie Mariz. Narau 1929, Verlag Sauerländer & Cie. — Nach dem Bildchen auf dem Vorblatt zu schließen, sind der Verfasserin dieser schlichten, gefühlswarmen Verse schwere physische Fesseln auferlegt. Umso leichter werden ihre gesonten Gedanken und Wünsche den Weg finden zu gleichgestimmten Seelen und ihr Mitfühlen und Freundschaft erschließen.

Klaudels Erbteil.

8 (Schluß.)

Von Meinrad Lienert.

Eine lange Woche verging; eine zweite reihte sich an, und nun erwartete sie Tag für Tag, den Briefträger die Matte heraufkommen zu sehen. Welch ein lieber, schöner Mann war doch der Briefbote, wenn er gegen das Staldenhofhaus schritt! Alles war so ebenmäßig an ihm und einnehmend; ein Mann zum Küssen! Welch ein häßlicher Molch war doch der Briefbote, wenn er den Staldenhof verließ, hatte kein gerades Glied, war alles krumm an ihm und sein Gesicht eine häßliche, schadenfreudige Frage.

Es war im Herbstmonat. Auf dem Staldenhof wurde das spärliche Emd eingesammelt. Draußen in der Matte gabelten der alte Staldenhofser und der hinkende Knecht das Emd und banden die schweren Bürden, welche der kräftige Sohn des Staldenhofers, der Mariel, hübsch eine um die andere, auf die neben dem Hause befindliche Scheune trug.

Auf dem Heugaden befanden sich das scheelblidende Bethli und die junge Magd, das Kathrineli. Sie mußten die schweren Bürden verwerfen. Schwerfällig stampften die beiden herum und stocherten mit den spitzen Heugabeln das Emd auseinander. Der breite Torladen war zurückgeschlagen. Die Sonnenstrahlen spielten auf der Heubrücke. Außerhalb der Scheune lehnte die große Heuleiter.

Eben stieg jemand die lange Leiter hinauf. Sie ächzte wie unter einer schweren Last. Die beiden Mädchen auf dem Gaden traten näher zum Schloß. Sie sahen einander mit keinem Auge an. Jetzt verdunkelte eine Emdbürde das Tor und fiel dann auf die Heubrücke. Der Mariel stand schwer aufatmend da, schlug den Hirt hemdzipfel zurück und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Gelt, Schwizest“, sagte das Bethli; „hast aber auch gar zu große Bürden gebunden.“

Der Bursche antwortete nichts. Er schaute nach der hemdärmeligen Magd, die, ohne sich nach ihm umzusehen, das Seil vom Emdhaufen gelöst hatte und ihn nun mit der Gabel zu verwerfen begann.

„Nur nicht gar zu fleißig“, machte er lachend; „fährst ins Emd mit der Gabel wie der alte Knecht in die Sauhohnen; es hat dir doch nichts zuleide getan.“

Das Kathrineli verlegte ohne zu antworten das duftige Emd; des Burschen Base aber ward totenbleich vor Eifersucht und starrte mit bösen Augen nach der Magd. Es war ihr, als sollte sie über sie, statt übers Emd, herfahren mit ihrer Gabel.

„Mach du und laß uns fortschaffen!“ sagte sie mit gepreßter Stimme zum Mariel. Der schien sie gar nicht zu

hören, schlich auf die Magd zu, welche ihm gerade den Rücken wandte, und kitzelte sie mit einem Strohalm am Hals.

„Ach Gott, dachte das Bethli, jetzt plagt er sie wieder, bis ihr die Geduld ausgeht, dann läuft sie davon. Aber wenn das Bettelgof jetzt schon so tut, als wäre er ihr weiß wie wider den Appetit; eines schönen Tages nimmt sie ihn doch und gerne, und ich kann fortgehen vom Staldenhof. Wenn sie nur der Blitz träfe!“

Mit haßerfüllten Augen sah sie zu, wie der Bursche die junge Magd neckte, und wie diese Miene machte fortzulaufen.

Da fuhr ihr ein teuflischer Gedanke durch den Kopf. Ohne weiteres ließ sie die Gabel sinken, lief über die Brücke zum Gadenauslug und rutschte flink die lange Leiter hinab. Kaum war sie unten, schob sie mit aller Kraft die Leiter vom Eingang weg an die Gadenwand.

„So jetzt“, redete sie ingrimmig in sich hinein, „jetzt, wenn sie davonlaufen will, wie es bei ihr Brauch ist, so soll sie die Flügel brauchen. Der Pfarrer rühmt ja immer, sie sei ein Engel.“ Sie huschte in den Stall und guckte durchs bunte Stallfensterchen.

Doben auf dem Heugaden wollte der Mariel die Abwesenheit der ihm zuwideren Beth benutzen. Mit kräftigen Armen umfakte er das erschrockene Kathrineli, hob sie hoch auf an seine Brust, und ehe sie sich's versah, brannte ein Kuß auf ihren Lippen.

Jetzt ging dem Mädchen die Geduld aus; sie zappelte sich wie ein Fisch los und griff flink nach der Heugabel, die ihr entfallen war. Zornrot glühten ihren Wangen; mit aller Kraft holte sie zu einem Stoße auf den Burschen aus, dem er mit knapper Not entging. Sie war aber so wild, daß sie wie unsinnig um sich hieb und dem ihr lachend ausweichenden Mariel immer wieder auf den Leib rückte. Sie bedrängte ihn also, daß er's für besser fand, wieder aufs Feld zu gehen, und so eilte er denn auf den Ausgang zu.

„Poß Blitz, Maitli, du tust ja heut wie ein ganzer Bienenschwarm, dem man den Honig weggenommen; aber ist's heut nicht, ist's...“ Plötzlich verstummte er und stürzte vor der entsetzt zurückfahrenden Magd kopfüber vom Gaden.

Unten vor dem Stall ertönte ein wilder Aufschrei. Zitternd schaute die Magd aus dem Heutor und sah mit Schrecken des Staldenhofers Sohn bewußtlos auf den verstreuten Emdhäufchen liegen. Bei dem Abgestürzten kauerte jammernd das Bethli und schrie ins Feld hinaus: „Better, Better, Knecht, kommt helft; das Kathrini hat den Mariel vom Heugaden gestoßen; helft, helft!“

Wie gebannt vor Entsetzen, stand das Kathrini auf der Heubrücke. Es war ihr, als sollte sie sich auch hinabstürzen, um ihre Schuld zu büßen. Vor ihren Augen tanzte ein farbiges Sternengewimmel, und kalt hauchte es ihr um die Füße; sie schien den Halt zu verlieren. „O, o, was hab ich getan!“ ächzte sie.

Vom Graustaldenbach her eilten der alte Staldenhofer und der hinkende Knecht.

„Holt den Pfarrherrn und den Sezimelk“, lärmte ihnen die Bethli entgegen, „und fangt das Kathrini; sie hat ihn umgebracht!“

Fluchend näherte sich der Bauer dem Stalle.

Da überließ es die arme Magd brühheiß; sie biß die Zähne aufeinander, setzte rasch wie ein Wiesel übers Heu und schlüpfte durchs Heuloch in den Stall hinab. Dort schoß sie an der aufstreichenden Bethli vorbei und eilte in fliegender Hast über den Graustaldenbach dem Walde zu. Ihre aufgelösten Haare flogen im Wind, und das rote Röcklein war anzusehen wie ein vom Sturm über die Matte vertragenes Fähnchen. Ein einziges Mal schaute sie um sich; es verfolgte sie niemand; nur der alte Staldenhofer fuchtelte drohend mit der Gabel nach ihr. Schnell hastete sie durchs Unterholz, und bald lief ihr bloßer Fuß auf dem Moos des Thornwaldes.

Jetzt hielt sie an und sank wie ein hilfloses Kind bewußtlos zusammen.

Als sie sich aus ihrer Betäubung wieder erholte, dämmerte es im Wald. Voller Aengsten gingen ihre Augen rundum. Aber kein Laut, außer dem Sang der immer munteren Vögel, war vernehmlich. Durch das weitverzweigte Thorngeäst fiel ein verlorener Lichtstrahl auf ihr todtbleiches Gesicht. Wie ein Berg lag es auf ihrer Brust und drohte ihr den Atem zu benehmen. „Jesses und Maria, ich bin eine Mörderin!“ stöhnte sie.

So kauerte sie wohl über eine Stunde im Moos. Düstere Bilder ließen sie fast verzweifeln. Wie in einem Nebel glaubte sie den alten seligen Pfarrherrn, ihren guten Pfleger, mit warnend aufgehobenem Finger zu erblicken, und meinte vom nächsten Thorn einen Galgen die Arme nach ihr ausstrecken zu sehen. Dann war ihr, als stehe der Klaudel vor ihr und frage höhnisch: „So, so, ist also aus meinem Erbteil ein Galgenvogel geworden!“

Mit dem Klaudel war es jetzt aus, aus für immer; wer wird eine Mörderin heiraten? „O, o“, stöhnte sie schmerzfüllt auf, „was soll jetzt aus mir werden!? Könnte ich sterben! Ich will beim nächsten Gewitter unter eine Wettertanne stehen; dort, sagt der Schulmeister, schlage der Blitz gern ein; vielleicht trifft er mich.“ Allerlei verzweifelte Gedanken spannen sich wie ein düsteres Netz des Satans in ihrem Kopfe aus. Endlich konnte sie weinen und schluchzte nun herzerreißend in ihre Schütze hinein.

Es war gegen Abend; da ermannte sie sich und schlüpfte, allseitig ausspähend, durch den Wald. Sie wußte nicht wohin; nur fort von hier, dachte sie, hinaus in die weite, weite Welt. Hurtig, und stets sorglich Umschau haltend, lief sie vorwärts, immer vorwärts.

Eben wollte sie über den Steinweg auf die andere Seite des Waldes springen, als sie ein Fuhrwerk vom Waldkirchlein herfahren sah.

Erschreckt wie ein aufgeschutes Vöglein, sprang sie zurück und schlüpfte in die Stauden. Hart neben dem Waldweg, hinter einem Bildstöcklein, duckte sie sich ins Gebüsch nieder und seufzte: „Ach Gott, jetzt kommt gewiß der Landjäger!“

Das Gefährt rollte näher. Sachte, sachte bog sie die dichtbeblätterten Zweige einer Haselstaude auseinander und warf einen flüchtigen Blick auf den Waldweg. Erleichtert atmete sie auf; es war dem Röthliwirt vom Graustalderdorf sein Bernerwägelein, und darauf saßen der Knecht des Röthliwirts und zwei ihr unbekannte Männer. Sie ließ die Zweige wieder zusammenschnellen.

„Stopp“, befahl eine tiefe Bassstimme, „hier ist's gut; wir wollen da ein bißchen absteigen und in die Berge zurückschauen.“

„Hü! grölte der Knecht. Das Gefährt hielt an, und das hinter dem Heiligenstöcklein lauernde Kathrineli hörte, wie die Männer vom Wagen sprangen.

„Hier, am Heiligenstöcklein hab ich mit ihr zum erstenmal angebandelt, Better John; da ist mir das Wispelding aber ausgerissen.“

Fieberheiß durchlief es das lauschende Mädchen. Wie bekannt kam ihr doch die Stimme vor, so bekannt, als wäre es die vom — Klaudel.

„Well, der Friedhof hat sich auch vergrößert“, antwortete die tiefe Bassstimme; „sterben müssen sie hier wie drüben.“

Das Kathrineli wußte nicht mehr, was sie tat; mit zitternden Fingern und wildklopfendem Herzen bog sie die Haselzweige wieder auseinander. Wie betäubt fuhr sie zurück: auf dem holperigen Waldweg vor ihr stand ein graubärtiger Mann, und neben ihm — es wirbelte ihr vor den Augen wie Sonnenfunken im Nebel — stand gar säuberlich gekleidet der Klaudel. Jetzt aber fuhr sie auf; vergessen war ihre unselige Tat, vergessen ihre Sterbelust, vergessen die ganze Welt und Himmel und Erde, Luft und Meer. Aufschreiend, überselig jauchzend, sprang das Kathrineli aus dem Haselbusch: „Klaudiel, Klaudel!“ Da lag sie in seinen Armen, an seinem Herzen; da jauchzte auch der starke Bursche auf wie ein Tanzhaus an der Kirchweih, und ein seliges Spiel ging an, wie es die Rotkehlchen in den Hornästen in ihrem heitersten Lenze nie erlebt.

Mit großen Augen beguckten der alte Herr und der Knecht das junge Paar.

Mit einem Male nahm der so unerwartet heimgekehrte Bursche das überglückliche Mädchen, stellte sie vor den graubärtigen Mann und sagte: „Schaut, Better John, das ist jetzt mein Schatz, mein Erbteil!“

„Well“, sagte der Better gutmütig schmunzelnd, „die ist wery fein!“ Er ergriff die Hand des Schüchtern zu ihm aufblickenden Kathrineli und streichelte ihr lächelnd die glühenden Wangen. Dann aber wandte er sich stumm gegen die himmelansteigenden Berge und streckte die Arme nach dem schneebedeckten Grauwandstod aus. „Grüß dich Gott“, rief er mit erstickter Stimme, „du stilles Waldkirchlein, und Grüß dich Gott viel tausendmal, du liebe Heimat! Es gibt halt doch bloß ein Schweizerländchen!“

Ein paar Tränen rieselten auf die Wegsteine.

„Kathrineli, Kathrineli!“ durchhallte auf einmal ein vielstimmiges Geschrei den Wald; „Kathrineli, wo bist denn?“

„Jesses!“ Das Mädchen schrak zusammen; jetzt holte man sie ja wohl ins Gefängnis.

Erstaunt blickte der Klaudel auf die Liebste, und der alte Herr schaute fragend in den Wald hinein.

„Es hat ihm gar nichts gemacht“, schrie es wieder im Wald; „wir wissen wohl, wer die Leiter verstellt hat; zeig dich nur, Kathrineli; brauchst keine Angst zu haben!“

In diesem Augenblick kamen aus dem Holz vier Männer und ein Weib auf den Waldweg geschritten, und als sie die Kathrini in fremder Gesellschaft erblickten, sperrten sie Mund und Augen auf und wußten nicht, wie sie die Geschichte

zusammenreimen sollten. Doch rückten sie alle allmählich heran. Voraus der Schulmeister Josebantoni, dann der alte



P. Rüttchi: Der frohe Jägersmann.

Sigrift und sein junges Weib, der alte Staldenhofer, und zuletzt kam noch der riesenhafte Heubodenmärtel.

„Der Mariel ist bodenwohlauf“, rief jetzt der Staldenhofer; „nimm ihm's nur nicht übel, und das Bethli hab ich schon zum Tempel hinausgejagt; kannst nun wieder getrost in meinem Dienst bleiben und allein im Hause meistern!“

„Nein, Staldenhofer, nun muß das Kathrineli einem andern Herrn dienen“, rief der Klaudel den herankommenden Männern entgegen; „dem soll sie zeitlebens dienen, der sie geerbt hat!“

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ schrie jetzt der Schulmeister; „jesses, da steht ja der leibhaftige Klaudel, will sagen Herr Klaudius Lauener vor uns, und — Herr meines Lebens! — auch der alte Weißkühler Baptistel, will sagen der Herr Johann Baptist Lauener! — Ja, zum Kukud, hat's euch denn beim heiteren Glanzhimmel durch die Bäume gehagelt?“

Ueberrascht standen die zwei Trüpplein einander ein Weilchen gegenüber; dann aber sagte der Better: „Well, Schulmeister, lebst auch noch. Ich Grüß dich vielmal, und euch alle; ich will nochmal bei euch vorbeikommen; dann geht's wieder hinüber, über die große Gumppe, und der Klaudius wird noch eine mitnehmen; gelt, Jungfer!“

„Ja“, antwortete leise das Kathrineli, überselig aufschluchzend.

Der Better John aber drückte allen Bauern gar herzlich die harten Hände, und der Klaudel tat es ihm nach, und als er beim Märtel ankam, glockte ihn der gutmütig an und drückte ihm die Hand, daß sie knackte.



Abb. 1. Genormte Buchformate.

Dann stiegen der Wetter John, der Klaudel und sein Schatz wieder auf das Bernerwägeli. Der Knecht führte das Roß über den holprigen Waldweg und warf dem vorauslaufenden jungen Weib des Sigristen, einer schmutzen Graustalderin, einen vielsagenden Blick zu, als sie wie zufällig zurücksah. Verlegen griff sie nach dem Halse und spielte mit dem glitzerigen Kettlein, das ihr der Eheherr verehrt hatte.

Hinter dem Wägeli drein aber stampften die paar Weißkühler Bauern und machten halb erfreute, halb verblüffte Gesichter. Aber der alte Sigrist brummte vor sich hin: „Seht schau einer die Wetterhexe an, was die für ein Glück hat! Grad eben erst meinten wir alle, sie komme um den Kopf, und nun fängt sie zwischen den Stauden am Bach einen jungen Zeisig und einen alten Goldfisch. Ja, ja, die Weibsbilder, die Weibsbilder!“

(Aus „Der jauchzende Bergwaid“. Verlag Huber & Co., Frauenfeld.)

Normung.

Die Schweiz. Normenvereinigung gab kürzlich ein vom Sekretär des Normalienbureaus in Zürich, Herrn S. Zollinger, verfaßtes Büchlein über „Die Normung in Industrie, Handel, Gewerbe und Haushalt“ heraus, das uns wertvolle Aufschlüsse gibt über Zweck und Ziel der Normung, wie sie für unsere gesamte Volkswirtschaft als wünschenswert erscheint.

Was ist Normung? Das fragen wir wohl zuerst. Und wir erhalten zur Antwort: Normung schafft Ordnung. Alles aber, was Ordnung schafft dort, wo heute noch Unordnung herrscht und das Leben erschwert, das ist wünschenswert. Schon frühe hatten die Menschen das Bedürfnis, Zeichen, Worte und Begriffe zur Vereinfachung des gegenseitigen Verkehrs zu vereinbaren, die Vereinbarung von Zahlen, von Wertbegriffen, von Zahlmitteln, später von einheitlichen Maßen und Gewichten sind nichts anderes als festgesetzte Normen. Wenn wir an die früheren Hohl- und Längenmaße denken, an die verschiedenen Gewichte, so müssen wir uns glücklich preisen, die wir unter weit vereinfachten Umständen das Rechnen erlernten. Aber nicht nur in diesen Begriffen schuf die Normung

Ordnung, sondern auch in der Gütererzeugung, in der Form der Bauelemente, im Kriegshandwerk, ja überall dort, wo sich einheitliche Maßnahmen durchführen ließen. So ist die Normung im Eisenbahnwesen, die gleichen Spurweiten, Kuppelungen, Bremsen zc. eine segensreiche Einrichtung. Ebenso natürlich findet man es, daß alle Fassungen so gebaut sind, daß jede beliebige Glühlampe eingeschraubt werden kann. Immer entstanden die Normen aus dem praktischen Bedürfnis oder aus der wirtschaftlichen Notwendigkeit heraus. Die Maschinenindustrie der Schweiz begann schon lange vor dem Kriege mit der Normungsarbeit und seit 10 Jahren unterhält sie ein ständiges Normalienbureau, das die Normung der immer wiederkehrenden Bestandteile auf nationalem Boden ordnet.

In Deutschland amtiert der große deutsche Normenausschuß, dessen Arbeit sich heute schon über die meisten Gebrauchsgegenstände erstreckt, namentlich auch über viele im Haushalt gebräuchlichen Dinge. Wohl ist es eine unermessliche Arbeit, all die vielen ungezählten Dinge ins Auge

zu fassen, zu suchen, wo sich eine Normung und damit eine Vereinfachung und Ersparnis an Kraft, Zeit und Geld lohnte, aber heute schon zeigt sich vielerorts der Segen dieser Arbeit. In der schweizerischen Postverwaltung z. B. wurde die Normung der Formate bereits vor einigen Jahren durchgeführt und es ergaben sich daraus Papierersparnisse von 30 Tonnen im Betrage von 22,000 Franken. Bei den normalisierten Aufgabennummern, wie sie bei der Post verwendet werden, konnten 25,000 Franken erspart werden gegenüber früher. In der Normung der Formate für Briefe, Formulare, Drucksachen, Prospekte zc. konnte eine Einigung in verschiedenen Ländern des Kontinents erzielt werden. Welch ungeheuren Wert aber diese Normung im Buchhandel, im Geschäftsverkehr, in Großhandelshäusern, in Banken usw. hat, sucht Abbildung 1 zu veranschaulichen. Die genormten Formate ermöglichen wiederum eine Normung der Bureaumöbel und damit auch hier Vereinfachung, Ersparnis und größere Uebersichtlichkeit. Dringend war auch das Bedürfnis nach einheitlicher Tastatur bei den Schreibmaschinen, nach einheitlicheren Farbändern. So konnten in Deutschland 10 verschiedene Farbbandbreiten auf eine vermindert werden, 30 verschiedene Farbbandspulen auf 2, 10 verschiedene Gummiwalzendurchmesser auf 2 und 40 verschiedene Gummiwalzenlängen auf 5. Die Farbbandbreite

Normung verbilligt				
Fenster und Türen				
DIN				
	Fenster DIN 282	Einfachfenster DIN 278	Doppelfenster DIN 279	Für DIN 1140
Preis	nicht genormt 7,50 M	19,00 M	35,50 M	40,00 M
	für Normen 5,80 M	12,30 M	25,70 M	24,50 M
Ersparnis	in M 1,70 M	6,70 M	9,80 M	15,50 M
	in % 23%	35%	28%	39%

Abb. 2. Fenster und Türen, zahlenmäßige Vergleiche.